



**MARKUS  
MECKEL**

Zu wandeln  
die Zeiten

ERINNERUNGEN



MARKUS MECKEL

# Zu wandeln die Zeiten

Erinnerungen



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT  
Leipzig



**Markus Meckel**, Jahrgang 1952, studierte Theologie in Naumburg und Berlin. Schon während seines Studiums war er konspirativ politisch aktiv. Nach dem Vikariat in Vipperow/Müritz übernahm er das dortige Pfarramt und beteiligte sich fortan daran, die verschiedenen oppositionellen Gruppen zu vernetzen. 1989 initiierte er zusammen mit Martin Gutzeit die Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP). Nach den freien Wahlen 1990 verhandelte er als DDR-Außenminister die Deutsche Einheit mit. Von 1990 bis 2009 gehörte er dem Deutschen Bundestag an. Er ist vielfältig ehrenamtlich aktiv, darunter als Ko-Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung für deutschpolnische Zusammenarbeit und als Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Aufarbeitung. Von 2013 bis 2016 war er Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Cover: FRUEHBEETGRAFIK · Thomas Puschmann, Leipzig  
Satz: Formenorm · Friederike Arndt, Leipzig

ISBN 978-3-374-06577-6  
[www.eva-leipzig.de](http://www.eva-leipzig.de)

## VORWORT

Nach 30 Jahren ist das Erinnern an 1989/90 viel lebendiger und differenzierter geworden als noch vor wenigen Jahren – so ist mein Eindruck. Liegt das daran, dass so viele ehemalige Akteure nun in die Jahre kommen und zurückschauen und versuchen, Bilanz zu ziehen? Oder ist es doch mehr das Erstarren der AfD im Osten Deutschlands, das die Öffentlichkeit herausfordert, sich noch einmal stärker »den Ostdeutschen«, dieser für viele im Westen immer noch schwer verstehbaren Spezies von Deutschen, zuzuwenden?

Jedenfalls heißt es in diesen Tagen oft, dass wir uns in Deutschland aus Ost und West unsere Geschichten erzählen und uns mehr als bisher gegenseitig zuhören sollen; unsere sehr verschiedenen Erfahrungen und Perspektiven mitteilen. Wir Deutschen sind wohl das Volk in Europa, das sich selbst am wenigsten kennt, so unterschiedlich sind die Narrative, in denen wir unsere Geschichte zur Sprache bringen.

So erzähle auch ich in diesem Buch meine ganz persönliche Geschichte. Erinnerungen zu schreiben und öffentlich zu machen, ist jedoch auch ein Wagnis. Sowohl für den sich Erinnernden selbst, wie auch im Verhältnis zu den Menschen, die ihm nahestanden oder -stehen. Und das gilt ebenso für das eigene Bild in der Öffentlichkeit. Man setzt sich gewissermaßen aufs Spiel. Ich habe mir die Freiheit genommen, an der einen oder anderen Stelle anzudeuten, wo ich zu diesem jungen Mann, der ich war, eine gewisse Distanz gewonnen habe.

Dieses Buch ist vor allem eine politische Biografie, in der ich versuche, mein eigenes Leben in seinen zeitgeschichtlichen Kontexten nachzuvollziehen, darzustellen und in seinen vielfältigen Bezügen verständlich zu machen – soweit es sich mir eben selbst erschlossen hat. Ohne diese Beziehungen intensiver zu beleuchten und selbst zum Thema zu machen, wird deutlich, wie stark das eigene Leben von nahen Menschen beeinflusst und mitgetragen, wie sehr es von mir mitgegebenen Orientierungen geprägt wurde – und wo ich über sie hinausgegangen bin.

Die erste Hälfte meines Lebens bis zum Jahr 1989 spielte sich in einer mittlerweile seit 30 Jahren vergangenen Welt ab, nämlich der DDR. Als Diktatur schränkte sie die Freiheit erheblich ein, Repression und Lüge gehörten zu den Alltagserfahrungen. Gleichwohl konnte das Leben in der DDR sehr unterschiedlich sein. Das meine wurde in hohem Maße von der Kirche bestimmt, in die ich hineingeboren wurde. Ich habe sie trotz aller Unzulänglichkeiten und Konflikte als einen Raum der Freiheit erlebt, als einen Ort in langer Tradition stehenden selbständigen Denkens, des offenen Diskurses und selbstbestimmten Handelns.

Wahrscheinlich erschließt sich die folgende Erkenntnis besonders vom Osten her: Keiner der beiden deutschen Staaten, in die Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zerteilt war, kann ohne den Bezug auf den anderen wirklich verstanden werden. Wenn das in Westdeutschland oft bis heute aus dem Blick geraten ist, so war das für mich, durch meine Familie und die Kirche seit meiner Kindheit präsent. Die gesamte Familie meiner Eltern lebte im Westen. Meine Eltern hatten das Leben in der DDR als Aufgabe verstanden; sie hatten sich nach der Rückkehr meines Vaters aus der Kriegsgefangenschaft bewusst dafür entschieden, der bedrängten christlichen Gemeinde in diesem Teil Deutschlands zur Seite zu stehen.

So wollte auch ich trotz aller Distanz zum herrschenden System nie weg. Hier sah ich von Jugend an die Herausforderung, für die eigenen Werte und den Glauben einzustehen, vor Ort etwas zu verändern - »zu wandeln die Zeiten!«.

Dass dies dann möglich wurde, und ich ein Teil der gewaltigen Umbrüche von 1989/90 sein durfte, war freilich lange nicht absehbar. Es ist ein Geschenk.

Die Generation meiner Eltern hatte die Erfahrungen von Krieg und Gewalt zu verarbeiten, die sie ihr Leben lang nicht losließ. Da gab es viel Schweigen, aber auch Neuanfang, Lernen und ein bewusstes Einstehen für Versöhnung.

Bis 1987/88 habe ich nicht geglaubt, dass ich jemals in einer Demokratie leben würde oder gar in einem geeinten Deutschland. So wurde das Jahr 1989 zu einer Erfahrung des Glücks nicht nur für mich, sondern zum Aufbruch für die Völker Mitteleuropas, und das Jahr 1990 zur Glücksstunde der Deutschen im 20. Jahrhundert - 45 Jahre nachdem von uns Deutschen so viel Tod und Schrecken über ganz Europa ausgegangen war.

Dies unvergessliche Jahr hat meine Generation geprägt. Doch haben wir in Deutschland darüber noch keine gemeinsame Erzählung gefunden. Deshalb schreibe ich hier meine Geschichte. Sie mag gegen manch andere öffentlich verbreitete Sichtweisen stehen und wird sicherlich nicht unwidersprochen bleiben. Doch hoffe ich, dass sie dazu beiträgt, dass auch andere ebenfalls ihre Geschichte erzählen und man darüber ins Gespräch kommt. Nur so wird es gelingen, auch das öffentliche Erinnern und Gedenken im vereinten Deutschland differenzierter werden zu lassen.

# INHALT

Cover

Titel

Impressum

## **Erster Teil: Jugend und Studienjahre in der DDR (1952-1980)**

### 1. Kapitel: Herkunft, Kindheit, Jugend

- Das Elternhaus
- Pfarrfamilie und Dorfleben
- Ein neues Umfeld: Missionshaus und Ökumene
- Leben im Missionshaus
- In der sozialistischen Schule
- Kirchliche Jugendarbeit
- Mauerbau und Leben im geteilten Berlin
- Totale Wehrdienstverweigerung
- Graues Kloster
- Abitur auf Hermannswerder

### 2. Kapitel: Studentenzeit 1971-1980

- Studentenleben in Naumburg
- Landesweite Vernetzung von Theologiestudenten
- Reisen nach Rumänien, Ungarn und Polen
- Studium am Sprachenkonvikt Berlin
- Krisen und Umbrüche
- Studentengemeinde - erste Konflikte mit dem Staat

Engagiertes Studium

## **Zweiter Teil: Pastor in der DDR - oppositionelle politische Arbeit - Ökumene (1980-1989)**

### 1. Kapitel: Vipperow – Vikariat, Pfarramt, Gemeindearbeit

Umzug ins Pfarrhaus  
Schwieriger Wechsel auf das Land  
Meine Kirchgemeinde  
Vikariat und Predigerseminar  
Philosophie auf dem Lande  
Solidarität mit der polnischen Solidarnosc  
Einstieg ins Gemeindepfarramt  
Beerdigungen als missionarische Chance  
Partnergemeinde Veitshöchheim  
Vipperower Friedenskreis  
Paulino – ein Blick über die eigenen Grenzen  
Staatsicherheit  
40 Jahre Kriegsende 1985

### 2. Kapitel: In der Opposition der 1980er-Jahre

Politische Arbeit als Teil des Lebens  
Internationale Rahmenbedingungen  
»Arbeitsgruppe Frieden« in Mecklenburg  
Friedenswanderung alias Erstes Mobiles Friedensseminar 1982  
Zweites Mobiles Friedensseminar 1983  
Drittes und Viertes Mobiles Friedensseminar 1984/1985  
Friedensbewegung in Ost und West  
Das Delegiertentreffen der Basisgruppen »Frieden konkret«  
Frieden Konkret 1984/1985  
Im Visier der Stasi  
Gehen oder Bleiben  
Verantwortliche Bürgerschaft  
Gorbatschows »Neues Denken« macht Hoffnung  
Internationale Kontakte und Reisen  
Fünftes und Sechstes Mobiles Friedensseminar 1986/87

Hoffnungen  
Olof-Palme-Friedensmarsch – SPD-SED-Papier  
Frieden konkret 1986/87  
Zerschlagene Hoffnungen  
Opposition auf der Suche  
Abschied von Vipperow

### 3. Kapitel: Auf Ökumenischen Pfaden 1988/89

»Ökumenische Werkstatt«  
Reisen nach Ungarn und Rumänien  
Ökumenische Versammlung in der DDR  
Neue Herausforderungen

## **Dritter Teil: Friedliche Revolution und Runder Tisch (1989/90)**

### 1. Kapitel: Initiative zur Gründung der Sozialdemokratie in der DDR

Zwei Pastoren entscheiden, eine sozialdemokratische Partei zu gründen  
Aufruf zur Gründung  
Schritt in die Öffentlichkeit  
Gründungsieber  
Strategische Vorbereitungen  
Mitteleuropa im Aufbruch – die SED in Schockstarre  
Missglückte Gründung des »Demokratischen Aufbruchs«  
Gründung der SDP in Schwante

### 2. Kapitel: Die SDP in der Friedlichen Revolution

9. Oktober 1989 in Magdeburg  
Parteiaufbau  
Arbeit in der Magdeburger Region  
Mauerfall  
Die Rolle der Kirchen  
Kontaktgruppe der demokratischen Opposition  
Machtzerfall der SED im Oktober/November 1989

Erste Kontakte zur West-SPD  
Für eine Einheit in Selbstbestimmung

### 3. Kapitel: Auf dem Weg zur freien Wahl – die Zeit des Runden Tisches

Sonderparteitag der SPD in Westberlin  
Die SDP auf dem Weg zu einer anerkannten politischen Kraft  
Der Zentrale Runde Tisch  
Die »Regierung der Nationalen Verantwortung«  
Die Ost-SPD auf dem Weg zur freien Wahl

## **Vierter Teil: Die demokratische DDR und der Prozess der deutschen Einheit (1990)**

### 1. Kapitel: Die freie Wahl in der DDR – der schwierige Weg zur Koalitionsregierung

Politik als Beruf  
Das Wahlergebnis am 18. März  
Der Absturz Ibrahim Böhmes  
Diskussion um Regierungsbeteiligung

### 2. Kapitel: Außenminister in der Koalitionsregierung

Start im Außenministerium  
Außenminister einer Koalitionsregierung  
Konflikt mit dem Ministerpräsidenten  
Das Verhältnis zu Israel und die Einladung an sowjetische Juden  
Entwicklungspolitisches Akzentprojekt

### 3. Kapitel: Die Einheit international verhandeln I

Anerkennung der polnischen Westgrenze  
Auf dem Weg zu einem europäischen Sicherheitssystem  
Den Osten in Europa im Blick behalten

## 4. Kapitel: Die Einheit international verhandeln II

»Zwei-plus-Vier-Gespräche«

Abzug der sowjetischen Truppen

Integration in die Europäische Gemeinschaft

## 5. Kapitel: Einigungsvertrag, Rücktritt als Außenminister und Vollzug der deutschen Einheit

Einigungsvertrag

Scheitern der Koalition und Rücktritt als Außenminister

Vollzug der Vereinigung

## Ausblick

Die Einheit vollenden

Aufarbeiten der Vergangenheit

Integration der neuen Demokratien

## Danksagung

## Archive und Literatur

Archivquellen

Ausgewählte weiterführende Literatur

## Personenregister

## Endnoten

## Abbildungsnachweis

**ERSTER TEIL:**

**Jugend und Studienjahre  
in der DDR (1952-1980)**

---

# 1. Kapitel: Herkunft, Kindheit, Jugend

## Das Elternhaus

Hermersdorf war ein Mythos in unserer Familie. Es war die erste Pfarrstelle meines Vaters nach seiner Rückkehr aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft im Herbst 1949. Hier, in diesem kleinen Dorf am Rande der Märkischen Schweiz, begannen meine Eltern, Ernst-Eugen Meckel und Hedwig, geborene Schatz, Anfang 1950 ihr gemeinsames Leben. Acht Jahre vorher, am 22. Januar 1942, hatten sie in Gütersloh geheiratet. Es war eine typische Kriegsheirat. Mein Vater, Offizier der deutschen Wehrmacht an der Ostfront, hatte ihr geschrieben, sie war zu ihm nach Gütersloh gereist. Sie heirateten und verbrachten zwei gemeinsame Tage. Dann musste er zurück an die Front. Im September folgte die kirchliche Hochzeit in Berlin bei der Stadtmission in Neukölln.

Wie alle Soldaten hatte mein Vater bis zum Kriegsende nur wenig Fronturlaub. Er konnte meine Mutter also kaum sehen, ein Zusammenleben gab es damals nicht.

Am 9. Mai 1945, dem Tag nach der Kapitulation in Berlin, geriet er im Kurland in Lettland in sowjetische Gefangenschaft. Vom Vormarsch der Roten Armee auf Berlin abgeschnitten, hatte er in den letzten Wochen davor noch fürchterliche Schlachten erlebt. Er wurde in ein Lager hoch im Norden gebracht, wo er am Ladoga- und später am Onegasee an der finnisch-russischen Grenze im Wald arbeiten und Bäume fällen musste. Viele Kameraden kamen

dort um. Nach zwei Jahren durfte er die erste Karte nach Hause schreiben. Doch es dauerte noch weitere zweieinhalb Jahre, bis er am 30. September 1949 nach Berlin, wo er seit 1937 lebte, zurückkehren konnte. Als er am Schlesischen Bahnhof, dem heutigen Ostbahnhof, ankam, lagen Jahre der Sehnsucht und des Hoffens hinter ihm und meiner auf ihn wartenden Mutter. Sie hatte in den Kriegsjahren in Forst an der Neiße in einem Kriegsblindenlazarett gearbeitet. Nach dem Krieg leitete sie als ausgebildete Kindergärtnerin und Hortnerin einen Kinderhort bei der Stadtmission.

Nach diesen schrecklichen Jahren des Krieges und der Gefangenschaft wurde Hermersdorf der Ort des gemeinsamen Anfangs. Obwohl wir Kinder noch ganz klein waren, als die Familie von dort wegzog – die Zeit dort blieb für die Eltern und uns ein lebenslanger Bezugsort der Familie. Zunächst bot jedoch das Pfarrhaus keinen Platz: 1945 war es mit Flüchtlingen aus dem Osten belegt worden, die auch noch Anfang 1950 darin wohnten. So fand mein Vater für die erste Nacht nur eine harte Kirchenbank und es brauchte einige Wochen, bis so viel Platz geschaffen war, dass er meine Mutter mit nach Hermersdorf holen konnte.

Ursprünglich wollte mein Vater als Missionar der Gossner-Mission nach Indien gehen. Es gibt ein Foto aus dem Jahr 1939, auf dem er neben dem Auto steht, das für diesen Dienst vorgesehen war, und dorthin eingeschifft werden sollte.

Seine erste theologische Ausbildung hatte er an seinem Heimatort, dem Wuppertaler Stadtteil Barmen, an der in pietistischer Tradition stehenden Evangelistenschule Johanneum erhalten. Dort war er zur Bekennenden Kirche gestoßen und hatte als Helfer die berühmte Barmer Synode miterlebt. Nach der Ausbildung arbeitete er bei dem missionarischen Jugendwerk CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) in Erfurt und kam schließlich 1937 zur

Berliner Stadtmission. In der Jugendgruppe in Berlin-Neukölln lernte mein Vater Hedwig Schatz aus Berlin-Britz kennen, seine spätere Frau.

Doch zunächst kam der Krieg dazwischen. Sein Vikariat bei der Bekennenden Kirche wurde durch die Einberufung zum Wehrdienst am 15. August 1939 abgebrochen. Er wurde eingezogen und machte erst einmal eine Ausbildung als Offiziersanwärter. Erst Ende 1940 wurde mein Vater zunächst nach Frankreich versetzt und schließlich – ab Juni 1941 – an die Ostfront in »Russland«, wie die Sowjetunion im Jargon genannt wurde. Als Batteriechef einer Einheit der Artillerie war er immer nah an der Front. Es ist ein Wunder, dass er das überlebt hat. Im Atlas meiner Mutter fand ich nach ihrem Tod eine Eintragung mit seiner Handschrift, teilweise mit Jahreszahlen versehen. Dort hat er ihr offensichtlich gezeigt und eingetragen, wo er im Krieg und später in der Gefangenschaft gewesen war: in Belarus, den baltischen Staaten und im Norden Russlands.

Mein Vater kam nach zehn Jahren in Krieg und Kriegsgefangenschaft als Pazifist zurück. Seinen Umgangsformen merkte man zwar den deutschen Offizier noch an, doch hatte er allem Militärischen gegenüber eine große Distanz entwickelt und die Friedensfrage war für ihn zentral geworden. Wie existentiell das war, zeigt vielleicht eine Begebenheit in den 1960er-Jahren. Einmal konnten wir Kinder ihn bei einem Betriebsausflug des Missionshauses auf einem Volksfest überreden, bei einer Schießbude für uns Blumen zu schießen. Er erbleichte, als er sah, dass er mit jedem Schuss eine Blume traf und ließ sich nie wieder auf so etwas ein. Karl Barth, Martin Niemöller, Dietrich Bonhoeffer, Visser 't Hooft, Kurt Scharf und Gustav Heinemann – das waren die Männer der Kirche, denen er sich eng verbunden fühlte und deren Namen mir schon als Jugendlichen vertraut waren. Bonhoeffers Buch »Die Nachfolge« begleitete ihn in der Kriegsgefangenschaft. Über die eigene geistige

Entwicklung, die eigenen Haltungen vor 1945 sowie über seine Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft sprach er jedoch wenig. Als Jugendlicher drückte er mir aber einmal Helmut Gollwitzers Buch »und führen wohin du nicht willst« in die Hand. Es war ein durchaus empathisches Buch über die Sowjetunion, die Erfahrungen und Auseinandersetzungen in der Gefangenschaft dort, aber eben doch sehr ehrlich und kritisch. Für den Besitz dieses Buches konnte man in der frühen DDR mehrere Jahre Gefängnis bekommen. In der Gefangenschaft hielt er oft Gottesdienste und sammelte Kameraden um sich zur Bibellese und zum missionarischen Gespräch. Ich habe aus dieser Zeit noch einen Abendmahlsteller und ein Kreuz aus Kupfer, die im Lager hergestellt worden waren.

## **Pfarrfamilie und Dorfleben**

Hermersdorf war ein kleines Dorf, dessen Geschichte zum einen durch das Gut Wulkow, zum anderen durch selbständige Bauern bestimmt war. Die landwirtschaftlich geprägte Landschaft am Rande der Märkischen Schweiz – in der Nähe liegt etwa das schöne Städtchen Buckow – hatte schon vor dem Krieg Touristen aus Berlin angelockt. Im April 1945 ging die Front in einem dreimaligen Hin und Her über das Dorf hinweg, die Kirche aus dem 13. Jahrhundert ging in Flammen auf, nur die Grundmauern blieben stehen. Neben den Einheimischen war das Dorf voll von Flüchtlingen aus dem Osten. Das kirchliche Leben lag jedoch brach. Schon lange vor dem Krieg hatte es keinen Pfarrer mehr am Ort gegeben.

Eine Woche nach der Rückkehr meines Vaters war am 7. Oktober 1949 die DDR gegründet worden, im Frühjahr zuvor die Bundesrepublik. Die kirchlichen Strukturen

waren jedoch weiterhin einheitlich und sollten es noch über viele Jahre bleiben. Als kirchlicher Dachverband umfasste die am 31. August 1945 in Treysa gegründete Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) die Landeskirchen in Ost und West. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft hatte mein Vater zuerst ein Angebot, in ein Jugendpfarramt nach Hannover zu gehen. Die Eltern meines Vaters lebten in seiner Heimatstadt Wuppertal-Barmen, seine drei Geschwister im Rheinland und auch die Familie meiner Mutter lebte im Westen. Trotzdem entschied er sich für das Brandenburgische Hermersdorf. In der DDR gab es einen gravierenden Pfarrermangel. Viele Pfarrer waren im Krieg gefallen, viele in den Westen gegangen. Mit den Millionen Ostflüchtlingen kamen die ortsansässigen Gemeinden an den Rand des Verkraftbaren.

Mit der Entscheidung, in dieser schweren Zeit in die DDR zu gehen, stand mein Vater nicht alleine. Es gab mehr als 1000 evangelische Theologen, Vikare, Pfarrer, Diakone und Diakonissen, die in diesen Jahren dem Ruf der EKD folgten und aus Westdeutschland in die DDR zogen, um hier ihren Dienst zu tun. Nachdem das Sekretariat des Zentralkomitees der SED 1954 entschieden hatte, kirchlichem Personal wegen »westlicher Infiltration« keine Zuzugsgenehmigung mehr zu erteilen, fanden Pfarrer aus dem Westen nur noch sehr selten den Weg in die DDR.<sup>1</sup>

Die sowjetische Besatzungsmacht hatte in den ersten Jahren nach dem Krieg die evangelische Kirche zunächst mit einigem Wohlwollen behandelt. Die Bekennende Kirche wurde in ihrer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus gewissermaßen als Widerstand anerkannt und genoss durchaus Ansehen. Da die wichtigsten leitenden Positionen in den Kirchen in der SBZ und DDR zumeist mit Männern besetzt wurden, die aus der Bekennenden Kirche kamen, genehmigten die Besatzungsbehörden die Wiedererrichtung vielfältiger kirchlicher Institutionen,

sowohl im diakonischen Bereich wie auch für die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter. Das half den evangelischen Kirchen in der DDR, ihren volkskirchlichen Charakter zu bewahren; sie hatten – im Vergleich zu den anderen evangelischen Kirchen im Ostblock – somit eine außergewöhnliche Position.

Die SED wollte nach 1949 die von den Besatzungsbehörden gewährte Rolle der Kirche wieder zurückdrängen. Spannungen und Konflikte bestimmten nunmehr verstärkt das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Vor allem seit 1951/52 ging der SED-Staat mit aller Härte daran, seine atheistische Politik gegen Christen, Gemeinden und Kirchen durchzusetzen. Ein besonderes Augenmerk richtete sich gegen die evangelische Jugendarbeit in der DDR, die Junge Gemeinde. Dieser Kirchenkampf des Jahres 1952/53 hat tiefe Spuren in der Kirche hinterlassen. Die Gemeinden brauchten besondere seelsorgerliche und theologische Begleitung, Schutz und Stärkung. Mein Vater sah darin seine Berufung: Hier in der DDR, an dieser Stelle, wo das Christentum täglich ideologisch angefochten wurde, wollte er seinen Dienst tun; hier sah er seinen Ort und seine Zukunft. Die Entscheidung, in der DDR seinen Dienst zu tun, war eng mit seinem Glauben und mit den Erfahrungen in der Bekennenden Kirche verbunden. So soll schließlich auch meine Mutter mit den Worten »Du kennst die Russen, Du weißt, wie man mit ihnen umgeht!« zugestimmt haben.

Ihr eigener Vater war seit Januar 1945 in Polen vermisst. Das letzte Lebenszeichen kam aus Gory bei Plock, wo er an Schanzarbeiten beteiligt war, einer unsinnigen Abwehrmaßnahme gegen das Vorrücken der Roten Armee. Er kehrte nie zurück, meine Mutter hoffte noch lange Jahre auf ihn. Ihre jüngere Schwester Hanna war – wie ich vermute – zu Kriegsende vergewaltigt worden. Das war ein Tabu in der Familie und erschloss sich mir erst viel später. Es hieß immer nur, sie könne keinem Russen mehr

begegnen. Sie lebte in Kassel, war lebenslang traumatisiert und kam nie wieder in den Osten. Wir Kinder haben sie nie kennengelernt.

In Hermersdorf entstand unsere große Pfarrersfamilie. Vier der fünf Kinder meiner Eltern wurden in diesen Jahren in der nahen Kleinstadt Müncheberg geboren. Mit großer Tatkraft machten sich meine Eltern gemeinsam daran, die großen Herausforderungen zu bewältigen. Beide verband ein tiefer Glaube. Ein persönliches Verhältnis zu Jesus Christus, das Vertrauen auf Gott, das frei macht, Halt bietet und Orientierung gibt in zentralen Fragen des Lebens, war beiden sehr wichtig. Sie begannen – wie auch später die ganze Familie – jeden Tag mit einem biblischen Wort und Gebet. Die Herrnhuter Losungen haben beide ihr Leben lang begleitet. Auch meine Mutter brachte sich als Pfarrfrau ganz in die aufbauende Gemeindearbeit ein und empfand dies als Erfüllung ihrer Hoffnung und Aufgabe. Als Kindergärtnerin ausgebildet war sie besonders in der Kinderarbeit aktiv. Sie leitete einen Mädchenkreis, gestaltete Kindergottesdienste und gab Unterricht für die Schulkinder in der Gemeinde, die sogenannte Christenlehre.

Wie mir meine Mutter später erzählte, war ihr gerade die gemeinsame Arbeit mit meinem Vater in der Gemeinde sehr wichtig. Bei seinen späteren Aufgaben war das so nicht mehr möglich – außer, dass sie für die vielen ökumenischen Gäste immer ein offenes Haus bereithielt.

Die meisten Kirchen östlich Berlins bis zur Oder waren beim Sturm der Roten Armee auf Berlin im April und Mai 1945 zerstört worden. Noch heute sieht man eine Reihe von ihnen als Ruinen, bei anderen wurde eine Notkirche gebaut. Mein Vater entschied sich früh, den nach den Wirren des Krieges und der Nachkriegszeit notwendigen Gemeindeaufbau mit dem Wiederaufbau der Kirchen des Pfarrsprengels zu verbinden. Die Hermersdorfer Kirche war bis auf die Grundmauern zerstört und musste völlig

neu aufgebaut werden. In der damaligen politischen wie wirtschaftlichen Situation das notwendige Geld und Baumaterial zu bekommen, war nicht leicht. Nach den Aufräumarbeiten konnte im Frühjahr 1952 als erstes großes Fest in der geschmückten Ruine Konfirmation gefeiert werden. Zum Reformationsfest 1954 wurde schließlich die Hermersdorfer Kirche durch den Generalsuperintendenten Günter Jacob eingeweiht. Jacob war seit 1946 Generalsuperintendent der Neumark und seit 1949 zugleich Generalsuperintendent in der Niederlausitz mit Sitz in Cottbus. Er gehörte zu den profiliertesten Theologen dieser Zeit. Im Nationalsozialismus hatte er den Pfarrernotbund mitgegründet und war Teil des radikalen Flügels der Bekennenden Kirche. Wegen seiner Flugschrift »Wo stehen wir heute?« kam er mehrfach in Haft. In der SBZ und dann in der DDR erhob er furchtlos und zugleich selbstbewusst die Stimme gegen die Repression und atheistische Propaganda des Staates, aber auch gegen eine »muffige« und fromm-innerlich orientierte Kirche.

Ich erinnere mich, dass mir erzählt wurde, mein Vater hätte zu den »Jacobinern« gehört, wobei der Anklang an den radikalen Teil der Französischen Revolution nicht zu überhören war.

Zu Beginn des Jahres 1955 begann mein Vater seinen neuen Dienst, er wurde theologischer Leiter des Evangelischen Jungmännerwerkes in der DDR, dessen Dienststelle sich direkt neben der Berliner Sophienkirche in der Sophienstraße befand. Das Jungmännerwerk stand in der Tradition evangelikaler Jugendarbeit und war gewissermaßen der CVJM-Ost (da dieser selbst verboten war). Angesichts zunehmender atheistischer und antikirchlicher Propaganda verstärkte die Kirche in der christlichen Jugendarbeit ihre Anstrengungen, auf junge Menschen zuzugehen, um sie gegenüber der Ideologie und dem Druck des Staates widerständiger zu machen.

Gerade auf dem Feld der Friedenserziehung sah daher die Kirche ein wichtiges Arbeitsfeld, insbesondere wenn es um junge Männer ging. Sie waren in der neuen Arbeit meines Vaters der besondere Adressat, und zwar DDR-weit. In dieser Zeit geschah kirchliche Jugendarbeit noch vielfach nach Geschlechtern getrennt. Das »Burkhardtthaus« war für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen zuständig, das »Jungmännerwerk« für Jungen und junge Männer. In den Jungen Gemeinden aber waren beide gemeinsam. Zu den wesentlichen Aufgaben meines Vaters gehörte ein intensiver Reisedienst: Jugendevangelisationen und Rüstzeiten – also mehrtätige Veranstaltungen und Seminare mit jungen Männern – standen im Zentrum dieser Tätigkeit. Aus Berichten in seinen Briefen geht hervor, dass zu solchen öffentlichen Veranstaltungen oft Hunderte von jungen Männern kamen – heute unvorstellbar! Als ich später selbst in der Kirche aktiv unterwegs war, sprachen mich immer wieder Pfarrer und andere Menschen an, für die mein Vater in ihrer Jugendzeit wichtig gewesen war. Er muss diese Aufgabe mit einer großen Ausstrahlung versehen und viele auf ihrem Lebensweg geprägt haben.

Ein Problem war nach diesem Dienstwechsel der Zuzug nach Berlin. Schon in den Jahren zuvor hatten die staatlichen Behörden mit der Verweigerung von Zuzugsgenehmigungen versucht, auf kirchliche Personalentscheidungen Einfluss zu nehmen. Das versuchten sie auch jetzt und verwehrten meinem Vater und der Familie den Zuzug nach Berlin. Nach langen vergeblichen Bemühungen, es doch noch durchzusetzen, zog die Familie, die bis dahin noch im Hermersdorfer Pfarrhaus gelebt hatte, 1956 nach Alt Rüdersdorf bei Berlin in ein kircheneigenes Gebäude. Aber auch dort war mein Vater selten. Wenn er nicht in Berlin war, war er in der ganzen DDR unterwegs.

Wie schon im Jahr zuvor war meine Mutter weitgehend allein mit uns vier Kindern. Nach meiner älteren Schwester Hanna und meinem jüngeren Bruder Hans-Martin war 1955 noch Ernst-Eugen geboren worden. Durch ihre Ausbildung als Kindergärtnerin war meine Mutter bestens gerüstet, unsere Kindheit vielgestaltig und glücklich zu machen. Von Alt Rüdersdorf aus zog sie gern mit uns an den Wochenenden los, jeder hatte einen selbstgenähten Rucksack auf dem Rücken. Es ging in die Wälder der Umgebung oder mit einem Motorschiff der »Weißen Flotte« auf die Gewässer der Umgebung Berlins. So war meine Mutter für uns Kinder die Hauptkontaktperson. Sie prägte unseren Alltag, war für uns da und hielt das Familienleben aufrecht.

## **Ein neues Umfeld: Missionshaus und Ökumene**

1959 wechselte mein Vater erneut seinen Dienst und wurde Missionsinspektor der Berliner Mission. Das Missionshaus, das heute Sitz des Konsistoriums und des Bischofs ist, liegt in der Georgenkirchstraße am Berliner Königstor, unweit vom Alexanderplatz. Dorthin konnte nun auch die Familie ziehen. Hier wurde ich 1959 eingeschult. 1960 wurde hier meine jüngste Schwester Cornelia geboren.

Mein Vater war unter anderem zuständig für die jungen Partnerkirchen in Südafrika. Er sollte ihnen beim Aufbau der Organisationsstruktur und der Ausbildung ihres Personals helfen, die Kontakte nach Deutschland verstetigen und dafür angemessene Formen finden. Nach wie vor gab es in Afrika Missionare, die in diesen selbständig werdenden Kirchen arbeiteten. Mit dem Mauerbau 1961 wurde es jedoch immer schwieriger, diese überseeischen Angelegenheiten von Ostberlin aus zu leiten.

Ende der 1960er-Jahre wurde dann die internationale Arbeit in den Westen Berlins verlagert. Dort entstand das »Berliner Missionswerk«. In unserem Haus blieb das »Ökumenisch-Missionarische Zentrum«, das über ökumenische Entwicklungen in den Gemeinden informierte sowie ökumenische Partnerschaften einleitete und diese betreute.

Gleichzeitig begann mein Vater 1959 als Referent für Ökumene in der Evangelischen Kirche der Union (EKU).<sup>2</sup> Die EKU war ein Zusammenschluss verschiedener evangelischer Landeskirchen in Ost- und Westdeutschland. Sie war 1953 als Nachfolgerin der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union gegründet worden, die wiederum ein Ergebnis der Unionspolitik des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. war. Dieser hatte 1817 die lutherischen und reformierten Gemeinden Preußens »zwangsvereinigt« und diese Union, in der sich beide Konfessionen gegenseitig anerkannten, administrativ zusammengeführt. Jetzt, nach dem Zweiten Weltkrieg, saß der Präsident der EKU im Osten Berlins, in der Auguststraße, wo mein Vater seinen zweiten Dienstsitz hatte. Bei Dienstantritt stellte mein Vater überrascht fest, dass der damalige Präsident der EKU, Franz Reinhold Hildebrand, noch einen zweiten Ökumenereferenten angestellt hatte: Ferdinand Schlingensiepen, der aus London nach Berlin zog und für die westlichen Kontakte zuständig war. Er wurde später auch ökumenischer Berater für Kurt Scharf, den Bischof von Berlin-Brandenburg. Diese intransparente Personalpolitik Hildebrandts hätte auch schief gehen können! Doch schon bald verband Ferdinand Schlingensiepen und meinen Vater eine enge Freundschaft, die auch die Familien einbezog - und auch Jahrzehnte nach dem Tod meines Vaters bis heute anhält.

## Leben im Missionshaus

Das Leben im Berliner Missionshaus war für uns Kinder faszinierend. Es war ein abgeschirmter sozialer Raum. Die Kinder der im Haus lebenden Familien und der große Hof waren in den ersten Schuljahren der bevorzugte Kommunikationsrahmen. Wir bildeten Banden, bauten im Herbst Laubhütten und kämpften – wenn nötig – gemeinsam mit Stöcken gegen die Kinder der umliegenden Straßen. Die Familien Meckel, Brennecke, Pietz, Wekel und Althausen hatten viel Kontakt miteinander. Dabei spielten die Frauen eine wesentliche Rolle. Sie trafen sich reihum monatlich zum »Näh-Kreis«, bei dem die verschiedensten Produkte für den jährlich stattfindenden »Missionsbasar« hergestellt wurden; es wurde gestrickt, genäht, bestickt und gehäkelt.

Musik spielte in unserer Familie eine dominante Rolle. Schon in früher Kindheit erinnere ich mich an das Singen von Chorälen und Volksliedern, die mein Vater auf dem Harmonium oder dem Klavier begleitete. Meine Mutter lehrte uns in den ersten Berliner Jahren Blockflöte zu spielen, so dass wir recht schnell schon in mehrstimmigen Sätzen musizieren konnten. Bald kam das Klavier dazu. Meine Schwester Hanna und ich erhielten Klavierunterricht bei Fräulein Schmidt, einer älteren Dame in der Prenzlauer Allee. Mehrere Missionshauskinder gingen dorthin und von Zeit zu Zeit gab es Vorspielstunden, zu denen dann auch die Eltern kamen. 1964 suchte die Kantorei der Berliner Marienkirche Kinder für das »Oh, Lamm Gottes unschuldig« im Eingangschor der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach. Die drei größeren Geschwister unserer Familie ließen sich überzeugen, ebenso die der Familie Pietz, und es begann eine lange Mitgliedschaft in diesem Chor. Über die Jahre hinweg sangen wir hier regelmäßig das

Weihnachtsoratorium von Bach, seine Passionen, das Brahms'sche »Deutsche Requiem« und vieles andere. Wir liebten unseren Kantor, Kirchenmusikdirektor Heinz Georg Oertel, bei dem ich schließlich auch Orgelunterricht nahm. Mit neun Jahren begann ich im Posaunenchor Trompete zu spielen. Das Blasen wurde dann besonders wichtig für mich, als der Jugenddiakon der benachbarten Advent-Gemeinde, Peter Ellert, und der damalige Berliner Stadtjugendwart Heinz Scholz Posaunenfahrten ins Brandenburgische Umland unternahmen. Seit 1965 zogen wir jedes Jahr etwa zwei Wochen lang mit dem Fahrrad durchs Brandenburger Land. Auf dem Gepäckträger und Rücken alles, was wir zum Spielen und für die Reise brauchten, fuhren wir von Ort zu Ort und gestalteten dort abends Posaunenfeierstunden und Gottesdienste. Untergebracht waren wir meist bei Gemeindemitgliedern auf den Bauernhöfen. Das war eine herrliche und unvergessliche Erfahrung. Noch heute ist der Geruch von reifem Getreide für mich mit diesen Posaunenfahrten verbunden. Vor allem in die Uckermark gingen mehrere dieser Fahrten, die Region im Norden Brandenburgs, die später für fast zwei Jahrzehnte mein Wahlkreis für den Bundestag wurde.

## **In der sozialistischen Schule**

1959 wurde ich in Berlin eingeschult. In die nicht weit vom Missionshaus entfernte Schule gingen fast alle Kinder aus dem Haus. Die Lehrer in unserer Schule hatten sich daran gewöhnt, in jeder Klasse mindestens ein Kind aus dem Missionshaus zu haben. Insofern unterschied sich meine Erfahrung stark von der anderer christlicher Schüler, die oft allein in der Klasse waren, weder der

Pionierorganisation noch der FDJ angehörten und es deshalb oft schwer hatten.

Als ich später Pastor in Vipperow an der Müritz wurde, war die Schulsituation für meinen Sohn Konrad sehr viel typischer für die DDR. Er kam Mitte der 1980er-Jahre in die Schule. Wir, seine Eltern, wollten nicht, dass er Pionier wird. Das führte dazu, dass er der erste und einzige Nichtpionier der Schule seit vielen Jahren wurde. Wir machten uns damals viele Gedanken, ob er das verkraften würde. Es gehörte für die Kinder viel innere Kraft dazu, solche Außenseiterrollen zu ertragen. Viele Unternehmungen und Spiele im Klassenverband, die unter normalen Verhältnissen eine Sache der Klassengemeinschaft gewesen wären, wurden im Rahmen der Pionierorganisationen veranstaltet. Das ging von kulturellen Veranstaltungen über Zoobesuche bis hin zur Gestaltung der Zeugnisausgabe am Jahrgangsende durch einen Offizier der Nationalen Volksarmee.

## **Kirchliche Jugendarbeit**

In der Bartholomäusgemeinde gab es eine sogenannte Jungschargruppe, eine Jugendgruppe für Jungen im Alter von 10 bis 14 Jahren. Wir trafen uns wöchentlich. In den Ferien oder an den Wochenenden fuhren wir oft gemeinsam zu Rüstzeiten. Einmal im Jahr fand im Garten des Missionshauses ein großer Jungschartag statt, an dem viele Jungen teilnahmen. Organisiert wurde das vom Jungmännerwerk und den Landesjugendwarten Horst Reichelt und Johannes Kutschbach, der für mich zu einem väterlichen Freund wurde. 1966 nahm ich an Schulungskursen für Jugendmitarbeiter teil und gehörte mit 14 Jahren erstmalig zum Leitungskreis einer

Jungscharrüstzeit. In einem weithin bekannten kirchlichen Jugendheim, in Hirschluch in Storkow/Mark, hielt ich vor 80 Jungen mit zitternden Knien meine erste Andacht.

In der Jugendarbeit des Jungmännerwerkes waren Albert Schweitzer, Mahatma Gandhi und Martin Luther King hoch verehrte Persönlichkeiten und Vorbilder. Später kamen Dietrich Bonhoeffer und die jungen Widerstandskämpfer der »Weißer Rose« hinzu. Wir lebten in dem tiefen Bewusstsein, dass es von zentraler Bedeutung ist, bereit zu sein, für seinen Glauben und für seine Überzeugungen Risiken und Leid auf sich zu nehmen.

Sehr beeindruckt hat mich, als wir Jugendhelfer von Johannes Kutschbach, dem Landesjugendwart, aufgefordert wurden, Bibeln und Gesangbücher zu sammeln, damit sie in die Sowjetunion geschmuggelt werden können. Sie waren bestimmt für die Wolgadeutschen, die von Stalin nach Kasachstan verschleppt worden waren. Es wurde erzählt, dass sie dort Lieder und sogar die Bibel handschriftlich abschrieben, weil sie keine kaufen konnten. In meinen Unterlagen fand ich bei meinen Vorbereitungen für dieses Buch noch einen Brief aus Kasachstan von 1969: »Liebe Geschwister, Ich komme mit einer Bitte an euch, ich wünsche mir eine Deutsche Bibel. Mit herzlichem Gruss Ida Schiller«. Erst viel später erfuhr ich, dass mein Vater selbst solche Aktivitäten organisierte. Anfang der 1970er-Jahre bildete er eine Arbeitsgruppe von Vertretern des Gustav-Adolf-Werkes in Leipzig und der EKV, die bei Privatreisen Informationen zu evangelischen Gruppen sammeln und Kontakte herstellen sollte. Auch Baptisten arbeiteten mit. Hier wurde geheime Unterstützung organisiert. Diese Arbeit sollte völlig verdeckt geschehen, war aber durch einen Teilnehmer der Staatssicherheit bekannt.

Im Jahr 1964 wurde mir die Möglichkeit zuteil, Martin Luther King persönlich zu erleben. Er war vom Regierenden Bürgermeister Willy Brandt nach Westberlin eingeladen worden, erhielt von der Kirchlichen Hochschule

in Zehlendorf einen Ehrendoktor und hielt eine große Rede auf der Waldbühne. Sein Wunsch war es jedoch, auch in den Osten der Stadt zu kommen. Die amerikanische Militäradministration war nicht begeistert von Kings Wunsch – und organisierte es, dass er im entscheidenden Augenblick seinen Pass nicht bei sich hatte. King fuhr trotzdem an die Grenze – und die überraschten Grenzpolizisten der DDR ließen ihn schließlich passieren, seine Identität mit der Kreditkarte ausweisend.

Martin Luther King predigte in der Berliner Marienkirche. Mein Vater hatte mich dorthin mitgenommen. Ich erinnere mich noch an die besondere Atmosphäre; die Kirche war völlig überfüllt. Weil der Andrang so groß war, wurde schließlich entschieden, dass Martin Luther King im Anschluss einen weiteren Gottesdienst in der nicht weit entfernten Sophienkirche hielt. Erst vor wenigen Jahren tauchte im Archiv der Staatssicherheit eine Aufnahme der damaligen Predigt von Martin Luther King in der Marienkirche auf. Es war für mich sehr bewegend, diese Predigt nach Jahrzehnten wieder, und erstmalig verstehend, zu hören. King bekräftigte – damals, in diesen heißesten Zeiten des Kalten Krieges –, dass auf beiden Seiten der Mauer Gottes Kinder lebten und es wichtig sei, Brücken zu bauen. Eine Botschaft, die zu dieser Zeit auf beiden Seiten wenig Freude verursachte, aber bei den Hörern in beiden Kirchen Ostberlins durchaus Hoffnung machte und Trost spendete. Als Martin Luther King 1968 ermordet wurde, erschütterte uns das zutiefst.

## **Mauerbau und Leben im geteilten Berlin**

Der Mauerbau am 13. August 1961 war für meine Eltern ein Schock und muss für sie ein tiefer Einschnitt in ihre Lebenswelt gewesen sein. Zwar hatte sich ihr Leben bis dahin schon lange weitgehend im Osten abgespielt, doch war es gleichzeitig – durch Herkunft, Kontakte und Selbstverständnis – von dem gesamtdeutschen Zusammenhang geprägt, sowohl privat wie in der kirchlichen Arbeit. Jetzt, mit dem Mauerbau, war für beide Eltern ein großer Teil ihrer Lebenswirklichkeit regelrecht amputiert worden. Das hat sie schwer getroffen.

In der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre, als in Berlin wieder Besuche von West nach Ost möglich wurden, wurde das Missionshaus in der Georgenkirchstraße und auch unsere Wohnung zu einem Ort der Begegnung zwischen Ost und West. Viele Gemeinden aus der ganzen DDR trafen sich bei uns im Haus mit ihren Partnergemeinden aus Westdeutschland, besonders zu der Zeit, als es noch schwierig war, Einreisen in die »Ostzone«, in die DDR außerhalb Berlins zu bekommen.

Als Ökumenereferent der EKU und später im entsprechenden Arbeitsbereich des »Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR« tätig, hatte mein Vater schon früh einen Schwerpunkt seiner Arbeit in den Kontakten nach Osten. Oft war er in Polen, der CSSR, Ungarn, Rumänien, Bulgarien oder der Sowjetunion. In Zusammenarbeit mit dem Leipziger Gustav-Adolf-Werk, ein Hilfswerk der Evangelischen Kirche, das sich besonders um evangelische Diasporakirchen kümmerte, und dem Lutherischen Weltbund besuchte mein Vater die protestantischen Minderheitenkirchen in diesen Ländern und suchte nach Möglichkeiten, sie zu unterstützen. Dies geschah auf vielfältige Weise, und nicht alles war »legal«. Er vermittelte Kontakte, Stipendien, Studienaufenthalte, Unterstützung beim Aufbau von Bibliotheken und vieles andere mehr. Er war der theologische Sekretär der »Sagorsk-Gespräche« zwischen den Kirchen in der DDR